

# Frauenhass



(Bild: Gina Folley)

**Ein gegenüber #MeToo durchschnittlich unreflektierter Schriftsteller und ein weiblicher Schauspielstar mit verinnerlichter Misogynie sprechen einander in «Liebes Arschloch» Trost zu.**

Die zynische Bösartigkeit der Trefflichkeit von Virginie Despentes Text in der Verkehrung der Perspektive der Anklage gegen das Patriarchat und dessen Langzeitfolgen birgt die Gefahr, missverständlich aufgefasst zu werden. Die unifarbene Ausstattung lehnt sich an den sommerlichen Softfeminismusblockbuster, die Tonalität ist sich selbstvergewissernd, klandestin verbündlerisch und via die Krücke einer Suchtselbsthilfegruppe beweisen die beiden Figuren Oscar (Matthias Neunkirch) und Rebecca (Karin Pfammatter), dass sie rein theoretisch das Zeug zur Lernfähigkeit hätten, altgediente Gewohnheiten ergo Gewissheiten zu verändern. Allerdings nur unter Zwang. Und wenn sie sich selbst versprechen können, aus der Anstrengung einen Profit zu ziehen. Der Erstkontakt geschieht in den sogenannten Sozialen Medien in Fäkalsprache. Oscar pisst Rebecca ans Bein. Eben erst wurde er wegen sexueller Tätlichkeit gegenüber seiner persönlichen Referentin öffentlich geoutet. In seinem Unverständnis und der Rage kanalisiert er seine Schüchternheit, die ihm aus Kindertagen bekannte Schauspiel-

grösse überhaupt anzusprechen neu und kapriziert seinen Frauenhass auf das Bild einer scheinbar über allem schwebenden Lichtgestalt und zielt auf die Person dahinter. Nach einem Scharmützel und der entschuldigenden Versicherung, die Brachialworte dann doch nicht so gemeint zu haben, versöhnen sich die beiden via selbstmitleidiges Wundenlecken und wiegeln sich, verbal wild um sich schiessend gegenseitig dazu auf, die ungeheure Frechheit dieses Opfers, sein Leid zu thematisieren, als unreif, krankhaft und ähnliches abzukanzeln. Rebecca wollte immer «stark sein wie ein Mann» und behauptet frivol, sie habe ihre früh erlittene Vergewaltigung ja auch emotional unbeschadet weggesteckt, die heutige Jugend sei einfach nicht mehr dazu fähig, ihre vermeintlich natürliche Last in Würde zu (er-)tragen. In einer Art self-fulfilling prophecy katapultieren sie einander in eine wiedererstarkende Selbstvergewisserung. Erst unter dem Deckmantel der Verschwiegenheit gestehen beide je eine zurückliegende und für eine Schwäche gehaltene Entgleisung vom sogenannten rechten Weg. Yana Ross lässt die Musikerin Madga Drodz das Angebot eines Versöhnungsansatzes mit den Zielen des Feminismus vorlesen, was in seiner Didaktik recht verquer wirkt, aber Ängste wie Geister zu vertreiben sucht. Die Figuren erkennen in diesem Geflecht keinerlei Zusammenhänge, obs das Publikum schafft? *froh.*

«Liebes Arschloch», bis 28.12., Schauspielhaus, Zürich.

# Schönreden

**Regula Esposito alias Helga Schneider hat sich das positive Denken ergo die eigene Widerständigkeit jahrzehntelang bewahrt. Das hilft ihr jetzt über ihre aktuelle Misere hinweg.**

Auf der Zielgeraden auf die 60 zu hat sie es dann doch noch hinbekommen. Sie, die im Dorf aufgewachsen ist, wohnt jetzt endlich in einer Stadt. Was so anpassungsfähig, vorwärtsschauend, bescheiden und friedfertig klingt, also typisch Frau, ist bei Licht betrachtet die pure Not. In einer Modernisierung geschuldeten Hauruckübung wurde sie aus ihrer Zürcher Wohnung vertrieben und fand allein in Mettmensstetten eine bezahlbare Bleibe. In einem Ort, wo Velos selbst dann nicht geklaut werden, wenn sie nicht abgeschlossen sind, wo das Einkaufen im Dorfladen zu einem Event stilisiert wird und der Blick aus ihrem Arbeitszimmer die bare Naturschönheit zeigt, wird eine aktiv betriebene Integration zur Herausforderung. Zumal ihr als Künstlerin also Halbpromi unter völlig falschen Voraussetzungen begegnet wird, weshalb sie in «Sweet & Sauer» zuerst grad mal zu-rechtrückt, wie so ein Tingeltangeln in ihrer Preisklasse aussieht. Zwischen Duschvorhang und Frühstücksflocken erhascht einen bald einmal das Grauen, was aber immer noch kein Vergleich ist mit ihrer

nahe an einen Ekel reichenden Abneigung von Staus. Aller Art. Am meisten natürlich, den im Kopf. Bei anderen. Nach Startschwierigkeiten, die sich zum Schluss als sehr langer Vorlauf für eine Pointe herausstellen wird, kehrt sie zu ihrer bewährten spitzen Weltbetrachtung zurück, um sich mit Vorliebe über die eigene Unzulänglichkeit aus-holend über Nichtverständliches in der menschlichen Evolution Gedanken zu machen. Wassersommelière zum Beispiel, ein Beruf, so weit entfernt von Genuss und Rausch, dass nur schon dessen Existenz einem Affront gleichkommt. Der kleinen Empörung folgt die eigentliche über die Sinnhaftigkeit der Vermarktung, Verschiffung und einer sogenannten Veredelung eines Allgemeinguts, eines Grundrechts, einer knappen Ressource. Et voilà, da ist sie wieder, die erfrischend linksfeministisch-politische Giftspritze, die sich optisch als Heimchen tarnt und ihre verbalen Dolchstösse in nach automatisiertem Geplapper klingende Watte verpackt. So richtig durchschlagend hats mit der Integration also doch noch nicht geklappt, womit sie der grassierenden Forderung einer eilends zu bewerkstellenden, zuweilen gar unter Zwang beschleunigten von Menschen aus einem noch weiter entfernten Kulturraum als einer Stadtzürcherin im Säuliamt das Fundament unter den Füßen wegzieht. Das Damenräuschchen ist dabei übrigens das einzig Falsche während ihrer Charmeattacke. *froh.*

«Sweet & Sauer», bis 17.12, Theater Hechtplatz, Zürich.

